"... und uns nicht fürchten vor der Macht des Menschen!"

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **10 (1934)**

Heft 30

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-754753

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

„...und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen!"

Jeder kennt sie, diese Zeile aus dem Rütlischwur. Wer befolgt sie? Wer lebt darnach? Wer strebt auch nur darnach zu leben? Zum ersten August rufen wir ihren Sinn jedem Eidgenossen ins Gedächtnis zurück und geben hier zur Bekräftigung ein paar wenige Beispiele solcher Eidgenossen, die diesen Schwur nicht nur gekannt, sondern erfüllt haben. Die Darlegungen zu den Bildern stammen von Fritz Wartenweiler.

Schultheiß Nikolaus Wengi

etwa 1490—1549

Schade, daß wir eine kritische Geschichtswissenschaft haben! Sie raubt allen unsern Helden den Glanz! Den Wilhelm Tell hat sie uns angetastet, den Arnold von Winkelried bezweifelt. Wahrhaftig, sie will uns auch den Solothurner Friedensstifter stehlen! — Was war das für ein herrliches Bild: die Kanone auf der Brücke, der Kanonier mit brennender Lunte bereit, die aufgeregten Massen davor und dahinter! Vor dem Laufe des Geschützes der behäbige Schultheiß in Amtstracht, mit der Kette des Bürgermeisters um den Hals. Hört ihr seine Worte: «Wenn Bürgerblut fließen soll, fließe meines zuerst!» — Und jetzt erzählen uns die Geschichtsforscher nach ernstem Suchen: «Nicht verbürgt, unwahrscheinlich, unwahr!» — Sollen wir trauern? Sollen wir den Glauben an alle Ueberlieferung verlieren? — Gerade nicht! Mag sein, das tönende Wort wurde nicht gesprochen, die theatralische Geste wurde nicht getan. Wahr bleibt die Tatsache: in Solothurn wie an andern Orten führte die Reformation zur Scheidung der Menschen. Besorgte, liebende, tiefe Leute auf beiden Seiten. Auf beiden Seiten ebenso Heißsporne und Rücksichtslose, Ungeduldige und Eiferer. Es kommt zu Aufläufen. Man zieht blank. — Da wagt es ein Bürgermeister, selber überzeugter Freund der alten Lehre und erklärter Gegner der Neuerer, mit ihnen zu unterhandeln. Sie sind Gegner, in guten Treuen. Man muß sie bekämpfen, muß sie von ihrem Irrtum befreien. Aber sie deswegen verdammen, demütigen, vernichten? — Ein Vergleich kommt zustande. Die verfl... Gegner halten sich nicht daran. Noch einmal erscheinen sie mit den Waffen. Jetzt muß doch der Geduldsfaden brechen? Diesem treulosen Gesindel..., diesen Seelenmördern...! — Nein, der Schultheiß setzt das Interesse der Allgemeinheit über das Interesse der Parteien, auch über das Interesse seiner eigenen Partei. Er vermittelt noch einmal... Ist er weniger wichtig für uns, wenn er sich nicht buchstäblich vor den Lauf der Kanone stellt?

Der Verfasser, den wir um seinen Beistand baten, hat uns auf unsere Anfrage folgende Zeilen geschrieben:

Herr Redaktor!

Da haben Sie mir eine herrliche Aufgabe gestellt! Sie sind daran, Ihren Lesern mutige Männer und Frauen vor Augen zu führen. Da werden Sie den Helden auf höchster Bergesspitze zeigen und auf tiefstem Meeresgrund, den Entdecker am Nordpol und den Forscher bei den Südseeinsulanern. Sie werden Männer voll Mut aus dem Laboratorium des Erfinders bringen und tapfere Frauen aus Spital und Waschküche. Gewaltige Sportsleistungen werden wir staunend nacherleben und Entdeckungen, welche das Bild der Welt umgestalten. Der tapfere Mann der ausdauernden täglichen Arbeit wird uns hinreißen und das stille Heldentum der Schwester und Gattin. Am Ende bekommen wir auch den Knaben zu sehen, der seinem Kameraden das Leben rettet, und ein Mädchen, das seinen Mut im Schweigen bewiesen.

Aber damit haben Sie nicht genug. Sie glauben noch an einen höheren Mut, den man ob all den scheinenden Leistungen so gerne vergißt. Sie glauben an das, was einmal «Zivilkurage» genannt wurde. Sie glauben an den Mut der Bahnbrecher, die sich getrauten, gegen den Strom zu schwimmen. Sie stehen still vor dem Mut jener Männer und Frauen, die es wagten, der öffentlichen Meinung zu trotzen. Sie neigen sich vor der Tapferkeit solcher Menschen, die furchtlos ihren Zeitgenossen bittere Wahrheiten sagten.

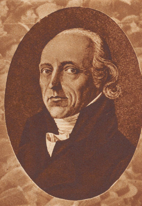
Und Sie fragen: Wissen Sie mir einige Schweizer, die Mut dieser Art aufbrachten? Mit Freude antworte ich Ihnen: Greifen Sie in jedes Jahrhundert hinein — Sie werden große Ernte halten! Suchen Sie in jedem unserer Kantone — ein Reichtum leuchtet Ihnen entgegen.

Hier bringe ich Ihnen so eine kleine Handvoll. Hoffentlich geben Sie bald wieder eine ähnliche Sondernummer heraus! Ich habe noch viel in meinem «Kratten». Fritz Wartenweiler.

Heinrich Pestalozzi

1746—1827

Wie haben sie gespottet, die Mitschüler, über den «Heiri Wunderli vo Torlike», die Studienkameraden über den «schwarzen Pestalutz», der die Landschwärmerei à la Rousseau (und noch viel mehr à la Geßner) für bare Münze nahm, die Sichel ergriff und sich bei der Ernte alle Finger der linken Hand blutig schnitt; die Bauern vom Birrfeld, die Schulmeister, die zukünftigen Politiker. Und so ging's eigentlich bis zum Ende. Nur daß in den späteren Jahren Angriff, Spott und Hohn eine andere Note bekamen, das einemal herablassend-bedauernd, das anderemal gehässig-verletzt — und auf beide Weise gleich demütigend. — Wohl hat es ihn geschmerzt, gehemmt, gehindert, deprimiert und zu allerlei Gegenschlägen veranlaßt, die weder klug noch weise waren. Allein, beugen konnte ihn nichts. Wie der Notschrei eines aus dem sichern Tod Geretteten tönt sein Wort von Stans: «E s g e h t.» — Pestalozzi hat nicht vermocht, was er wollte, so wenig wie irgendein anderer unter den Sterblichen. «Die Mütter» sind noch heute nicht alle imstande, ihre Kinder zu erziehen. Die Schule ist noch heute weder Wohnstube noch Werkstätte. Die Lehrer sind nicht die blinden Ausführer einer Methode, sondern Menschen mit allerlei Vorzügen und Schwächen. — Aber Pestalozzi hat uns das Wichtigste gelehrt. Daß wir es doch von ihm lernen möchten: «Kein Wissen befreit, keine Fertigkeit macht gut, keine Leistung befriedigt. Das einzige, was gilt, ist die Belebung der Kräfte. Die Belebung aller Kräfte zu harmonischem Zusammenklang im Lichte der Ewigkeit.» — Wenn ich verzweifeln will ob all den Widerständen, dann klingt mir Pestalozzis Wort in den Ohren: «Es geht..»



Escher von der Linth

1766—1823

Ein Stück Schweizerkarte versank im Sumpf. Rettungslos! Hoffnungslos! Sumpf und Morast strömten verderbliche Dünste aus. Drei Stunden weit wälzte die Linth ihre Fluten über 20 000 Jucharten Land. 16 000 Menschen waren dem Verderben ausgeliefert. Heute? An Stelle des tötenden Sumpfes lacht wieder der Garten. Die Ziegelbrücke ist ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt. Weesen ein freundlicher Luftkurort, Wallenstadt ein liebliches Städtchen voller Gewerbefleiß, Bilten, Benken, Schänis, Mollis, Nieder- und Oberurnen: lauter regsame Dörfer voll mutigen Volkes. Du stehst an der Tafel in der Nähe der Linthmündung. Und du staunst: trockenen Fußes stehst du auf festem Grund, die Tafel aber zeigt dir den niedersten Wasserstand vor hundert Jahren auf der Höhe deiner Augen, nein, über deinem Scheitel. — Wer hat das Wunder vollbracht? — Jedes Schweizerkind kennt und liebt ihn. Wenn er vom Kerenzerberg oder vom Selun herunterschaute, dann schüttelte es ihn, und er schwur sich: «Helfen!» — «Die Behörden wollen nicht? Sie müssen! — Die hier zusammenstoßenden Kantone haben kein Geld? Dann rufe ich trotz der Zersplitterung a l l e unsere Länder und Ländchen auf. — Die Leute hier selbst haben Mut und Hoffnung verloren? Um so mehr habe ich! — Sie wollen nicht einmal helfen mit Schaufel und Pickel? Dann greife ich selbst zu Spaten und Hacke. Die Sümpfe müssen weg!» — Die Schweizergeschichte ehrt Hans Conrad Escher nicht als Fabrikant und Regierungsrat, als Professor und Schriftsteller, als Redaktor der wichtigsten Zeitschrift in dunkelster Zeit, als Präsident des ersten Schweizerparlamentes und Kriegsminister... Sie hat ihm einen Ehrentitel gegeben: Linth-Escher.

Schwester Maria Theresia Scherer

erste Generaloberin von Ingenbohl

1825—1888

Ein Bauernmädchen aus dem Obstwald von Meggen. Sie hört den Ruf von innen, von oben: «Die höchste Freiheit liegt im Gehorsam. Wer sein Leben gewinnen will, muß es hingeben.» Schon ist sie bereit, in den Orden De la Providence einzutreten. Da trifft sie auf Rigi-Klösterli den jungen Pater Theodosius Florentini. Sie getraut sich, mit einer bedenklich mageren Ausbildung die Schule von Galgenen zu übernehmen. Gegen jede neue Aufgabe sträubt sie sich: «Ich bin zu ungeschickt, zu wenig vorbereitet, zu schwach.» Und immer wieder wagt sie es. Die verwahrloste Waisenanstalt von Näfels findet in ihr eine helfende und ordnende Mutter. Kaum kann sie sich freuen an der gedeihlichen Arbeit, da ruft sie ihr Patron zur Leitung des zu gründenden Spitals nach Chur. — Kaum hat die Arbeit richtig begonnen, wird sie wieder abberufen. Auf dem Hügel Ingenbohl zwischen Schwyz und Brunnen soll das Mutterhaus der barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuz erstehen. Vorläufig ist es nichts anderes als ein verarmtes, verlottertes Bauernhaus, durch dessen Ritzen der Wind bläst... Heute stehen beinahe 10 000 Schwestern treu auf ihrem Posten. Keine Tätigkeit der Barmherzigkeit ist ihnen fremd. Sie treten ans Bett der Kranken, mag ihr Siechtum noch so ansteckend sein. Sie pflegen den Deprimierten und Tobsüchtigen. Sie tun ihre Pflicht im Armenhaus und auf dem Schlachtfeld, im Spital und auf einsamem Berghof. — Gleich den reformierten Diakonissen und den Krankenschwestern ohne konfessionelle Farbe kennen sie nur eines: «Helfen, dienen!» — Hilty nennt die erste Frau Mutter von Ingenbohl eine königliche Frau. Sie war auch eine getreue Magd. Das ist vielleicht ihr höchster Ruhm.

Henry Dunant

1828—1912

Nicht immer lächelte er so freundlich unter dem Samtkäppchen hervor. Ein halbes Menschenalter lang, vom 47. bis zum 64. Altersjahr, irrte er verlassen und verstoßen in Europa umher. Wenn er sich ein Zimmer gesichert, fand er es abends vom Hausmeister verschlossen, weil er die Miete für viele Wochen nicht bezahlt hatte. Warum? — Weil er es gewagt, die Arbeit für ein alle umfassendes Ideal höher zu setzen als die Sorge für sein eigenes Wohl und für den Geldsack der Freunde, die ihm finanziell zur Seite gestanden. Und doch hat er jenen Grundsatz in die Welt hineingetragen und in der Welt verankert, welcher unablässig an ihr weiter arbeitet. Sein Wort: «Inter arma caritas: auch im ärgsten Waffengetümmel Platz für die helfende Liebe!» bedeutet den ersten Einbruch in die Geltung des andern, welcher die Rücksichtslosigkeit verherrlicht: «à la guerre comme à la guerre: Krieg ist nun einmal Krieg!» — Dunant glaubt. Dunant wagt zu hoffen. Dunant macht sich an die Arbeit. Er gewinnt die vier Genfer, welche ihm helfen: Dufour, den menschlichen General, Appia, den kräftigen und erfindungsreichen Samariter, Moynier, den organisatorisch begabten Mann der Gemeinnützigkeit, und Maunoir, den edeln Arzt. Er gewinnt den ältesten König der Welt, August von Sachsen. Dem Widerstand der Generäle und Minister zum Trotz gewinnt er Napoleon III., den mächtigsten Kriegsherrn der Zeit. Allerdings: was er wollte, geht weit über die Wirklichkeit des Roten Kreuzes hinaus. Dunant wollte mit dem Roten Kreuz nur einen ersten Schritt unternehmen zur Ueberwindung des Krieges überhaupt. «Inter arma caritas», ist erst dann zur wahren Entfaltung gelangt, wenn es aufgeht in den andern Ruf: Friede auf Erden!

Hermann Greulich

1842—1925

Mutige Worte:

Gegen die Gleichmacherei: «Es kann unmöglich unsere Aufgabe sein, alles zu nivellieren. Wir müssen auf dem Wege des brüderlichen Verkehrs die politisch-soziale Organisation sich im Geist der allgemeinen Verbrüderung ausbilden lassen.»

Gegen die Ausschließlichen in den eigenen Reihen: «Es liegt im Interesse des gesamten Gemeinwesens, daß die beiden größten Volksklassen, die Bauern und die Arbeiter, sich gegenseitig verstehen lernen.»

Gegen die Selbstsicheren und Ahnungslosen: «Die Arbeitslosigkeit ist der Schlagschatten der kapitalistischen Organisationsweise und für sie trägt die ganze Gesellschaft die Verantwortung... Daraus ergibt sich die Pflicht der Gesellschaft, für den Schaden der Arbeitslosigkeit aufzukommen... Die durchgreifende Hilfe für Arbeitslose ist, ihnen Arbeit zu geben.» (1901)

Eine Hebung und Befreiung der Arbeiterklasse kann es nicht geben, ja überhaupt keinen sozialen Fortschritt ohne durch die organisierte Selbstbetätigung der Arbeiterschaft.» (1901)

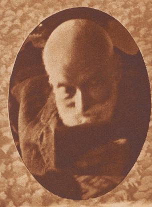
Gegen die Parteibüffel: «Ich werde mich keinem Parteitag fügen... Wir wollen keine Hampelmänner in Bern... Wir müssen Männer haben, die ihrer eigenen Ueberzeugung das Wort geben.» (1905)

Das Ziel: «Die engste Solidarität aller. Nichts Menschliches darf dem Sozialismus fremd sein: Liebe, Brüderlichkeit, Verzeihen und Vergessen. Nur dann ist eine Gesellschaft ohne Zwang und Hungerpeitsche möglich... In Liebe und Brüderlichkeit müssen wir Vorbild sein. Wir müssen groß denken und nicht klein.»

Karl Spitteler

1845—1924

Jahrzehnte lang, ein ganzes Leben lang hatte er darauf gewartet, daß der Ruhm ihn grüßen werde. Dem Vater hatte er getrotzt, den Brotkorb ausgeleert, die Verbannung auf sich genommen, um der Erniedrigung zu entgehen und dem Besten in sich selber treu zu bleiben. Als dann sein erstes Werk erschien, (unter dem Namen Felix Tandem: Endlich Glücklich!) hatte er gehofft: «Wenn nicht die ganze Menschheit es spürt, so werden doch die Tiefsten und Edelsten merken, daß hier ein bedeutendes Werk ans Licht kommt.» Allein, niemand hatte es gemerkt, oder niemand es gewagt, das erlösende Wort zu sprechen. Und der Dichter wanderte in den öden Steinbruch der Lateinschule und in die unfruchtbare Wüste des Literaturkritikers an der N. Z. Z. Und jetzt braucht Spitteler nicht mehr um den Ruhm zu buhlen. Mutlose fassen Mut anhand seiner männlichen Kraft. Sie wagen es, «anders zu werden als die Vielen, die da wimmeln in dem allgemeinen Haufen.» Die Zeitungen rühmen, die Zeitschriften preisen, der Nobelpreis winkt... In diesem Augenblick tut er seinen höchsten Wurf als Bürger eines kleinen neutralen Staates. Er setzt seinen ganzen, kaum erworbenen Ruf aufs Spiel. Wohl weiß er, wie empfindlich gerade jene Menschen sind, die ihm soeben, in späten Jahren, das langersehnte Eichenlaub um die Stirn gewunden. Aber er kann nicht anders, er m u ß ihnen entgegentreten. Er muß im Dezember 1914 durch seine Rede in der Neuen Helvetischen Gesellschaft — den Deutschschweizern die Kopfklärung geben, deren sie bedürfen. Er muß «unsern Schweizerstandpunkt» klarlegen — mit gemessenen Worten, aber unmißverständlich. Und die kaum «Hosianna!» gejubelt, höhnen empört: «Kreuzige ihn!» Jeder mag denken, was er will über die Worte, die Spitteler damals ausgesprochen. Sie waren eine Tat, eine mutige Tat. Ohne sie wäre Spitteler zwar der D i c h t e r des Mutes — was aber wüßten wir von dem T ä t e r?



August Forel

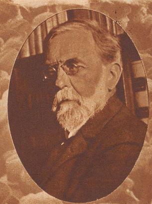
1848—1931

Forel war ein Mann von seltenem Mut. Es gehörte Mut dazu für den akademischen Lehrer, vor 40 Jahren an einem Kommers zu Ehren eines scheidenden Kollegen, dessen Trinkfestigkeit ein Regierungsrat in hohen Tönen gepriesen und der mitten unter den vollen Humpen den einzigen Abstinenten unter den Professoren als degeneriert lächerlich gemacht hatte, es gehörte damals Mut dazu, in vorgerückter Stunde, unter gröhlenden Kommilitonen, das Wasserglas zu erheben. — Es brauchte damals Mut, die ersten Angriffe auf das Alkoholkapital zu eröffnen. Nur ein Unentwegter getraute sich, bei der Vorstellung vor Erzherzogen und Erzbischöfen sofort den Finger auf das größte Uebel im Leben der obern und untern Klassen zu legen, wie es einen kühnen Menschen gebraucht hatte, in jungen Jahren die Leitung der arg verfuhrwerkten Zürcher Heil- und Pflegeanstalt zu übernehmen. Mutig versuchte Forel die damals neue Methode der Hypnose und Suggestion. — Wie aus einem aufgestörten Ameisenhaufen krochen und flogen die Gegner von allen Seiten auf ihn ein, als er es wagte, die «sexuelle Frage» offen zu stellen und auf seine Weise kühn zu beantworten. Und als er sich getraute, der «mensonge universelle» den Kampf zu erklären, wagte es kein großer Verleger des bedeutenden Schriftstellers, die Schrift zu übernehmen. Als er an der bürgerlichen Politik verzweifeln mußte, wagte es der ganz und gar nicht aufs Parteiwesen gestimmte Mann, sich der sozial-demokratischen Partei anzuschließen. Und er wagte es, den «Genossen» zu sagen: «Der Sozialismus wird sich von sittlichen Beweggründen leiten lassen — oder er wird zugrunde gehen.» — Die letzten Worte seines Testamentes, nach der Rückschau auf sein Leben und nach dem Ausblick in die Zukunft lauten: «Vorwärts, mit Mut!»

Eugen Huber

1849—1923

Eine Jugendkrankheit beraubte den kleinen Huber der Kraft seines rechten Armes. Er wird ein Krüppel, der nicht mähen und melken, nicht Klavier oder Violine spielen, nicht Arzt, nicht Schauspieler, nicht Soldat werden kann. So versucht er's mit der Jurisprudenz. Als Lehrer der werdenden Anwälte und Richter, der Politiker und Staatsmänner wird er doch sein Teil leisten können! — Enttäuschung: Wohl prangt seine Ankündigung der Vorlesungen am schwarzen Brett — Studenten stellen sich keine ein, nicht einer. Also verzweifeln? Im Gegenteil: Mutig voran! «Den Kantönligeist überwinden! Der gesamten Schweiz ein gemeinsames Gesetz fürs Alltagsleben schaffen! Aus 700 Gesetzen e i n e s machen.» — Eugen Huber wagt es. Er bringt den Mut auf, an ein einheitliches Rechtsgefühl seiner in tausend Richtungen gespaltenen Landsleute zu glauben. Er bringt es über sich, die Klippen der Interessenkreise, der Glaubenszugehörigkeit, der Vereine und Verbände, der Gruppen und Parteien, der Kommissionsberatungen zu umschiffen. Er sieht alle Unvollkommenheiten der Demokratie und empfindet sie am eigenen Leib. Und lebt dennoch der Ueberzeugung: «Die Demokratie ist die einzig menschenwürdige Staatsform; denn sie verlangt, daß die Führer ihre Mitbürger überzeugen. Sie fordert, daß alle oder doch die meisten sich so selbständig wie möglich mit Wohl und Wehe der Gesamtheit abgeben und von innen aus irgendwie verzichten lernen auf ihren Eigennutz.» Eugen Huber findet den Mut zum Nachgeben, nicht aus Schwäche, sondern aus Stärke, nicht aus Feigheit, sondern in der klugen Einschätzung des Möglichen. Im Kleinen nachgeben, damit man im Großen siegen kann!



Ernest Bovet

geb. 1870

Profitgierige Geldsäcke und rekordsüchtige Techniker, Protzen und Renommierer wollten einander helfen, nach Rigi, Stanserhorn und Jungfrau auch das Matterhorn mit einer Bahn zu beglücken. Niemand, der sich ihnen entgegenstellt? Doch, einer, und er reißt andere mit sich: «Unsere Berge sind ein nationales Heiligtum. Niedrige Spekulation soll sie nicht entweihen!» Die Matterhornbahn wird nicht gebaut. Der Bund für Heimatschutz entsteht. Eine kleine Schar Gleichgesinnter sammelt sich um den Mutigen. Die Zeitschrift «Wissen und Leben» entsteht. Ihr Gründer opfert ihr Gesundheit, Kraft, Zeit und Geld. Und er gibt sie nicht auf, ohne zu wissen: «Heute sind viele unermüdlich am Werk, Hirn und Herz und Hand miteinander in lebendige Wechselwirkung zu bringen.» — Und heute? Größte Gefahr, daß die alten Wege und Methoden aus der Vorkriegszeit unseligen Angedenkens wieder Meister werden. Was hilft? Nicht der «Völkerbund» als Institution, nicht die «Liga der Nationen» in ihrer Versailler-Form, sondern allein die Bereitung des Bodens der ganzen Menschheit. «Umlernen! Solidarität spüren! Ein Neues wagen.» — Der Professor verläßt seinen Lehrstuhl. Unermüdlich humpelt er von Stadt zu Stadt, ins hinterste Bauern- und Uhrenmacherdorf. «Nicht die Heimat schlecht machen! Sie mit ihren Fehlern um so wärmer lieben und zu bessern suchen! — Nicht die Nation verdammen! Wohl aber sie groß, weit, umfassend denken lehren, damit sie wahrhaftig diene in der Vereinigung der Nationen!» — Ein Gespräch: «Man muß halt Optimist sein!» — «Optimist? Ich hasse dieses Wort. Man muß die Wirklichkeit der Dinge sehen, auch die häßliche. Keine Illusionen — aber G l a u b e, der Berge versetzen kann.»